

BRONNIE WARE  
5 Dinge,  
die Sterbende am meisten bereuen



GOLDMANN  
Lesen erleben

### *Buch*

Nach vielen Reisen durch die ganze Welt, auf der Suche nach dem, was dem Leben Sinn gibt, findet die Australierin Bronnie Ware eine neue Aufgabe: Sie begleitet Menschen in den letzten Wochen ihres Lebens. In ihrem Buch erzählt sie von wunderbaren Begegnungen und berührenden Gesprächen, in denen die Sterbenden auf ihr Leben zurückblicken. Viel zu oft stellen sie fest, dass sie nicht den Mut hatten, ihre eigenen Wünsche zu verwirklichen, sondern das taten, was andere von ihnen erwarteten; dass sie der Arbeit zu viel und den Freunden zu wenig Zeit widmeten; und schließlich, dass sie sich nicht erlaubten, glücklich zu sein. Es sind Erkenntnisse, die nachdenklich machen und in Erinnerung rufen, worauf es wirklich ankommt im Leben. Ein ermutigendes Buch, das die Kraft hat, Veränderungen anzustoßen – damit wir das Leben führen, das wir wirklich wollen.

### *Autorin*

Bronnie Ware stammt aus Australien und ist Autorin, Songwriterin und Sängerin. Nach einigen Jahren als Bankangestellte zog es sie in die weite Welt, sie lebte in England und auf einer Südseeinsel. Anschließend arbeitete sie acht Jahre als Palliativkrankenschwester und schrieb darüber in ihrem Blog »Inspiration and Chai«. Heute lebt Bronnie Ware wieder in Australien.

Von Bronnie Ware ist im Goldmann Verlag außerdem erschienen:  
Leben ohne Reue

Bronnie Ware

---

5 Dinge,  
die Sterbende am  
meisten bereuen

Einsichten, die Ihr Leben  
verändern werden

Aus dem Englischen  
von Wibke Kuhn

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel »The Top Five Regrets of the Dying.  
A Life Transformed by the Dearly Departing«  
im Verlag Hay House Australia Pty. Ltd.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

18. Auflage  
Taschenbuchausgabe Mai 2015  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH  
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Erstveröffentlichung  
by Arkana, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Copyright © 2011, 2012 der Originalausgabe by Bronnie Ware  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,  
in Anlehnung an die Gestaltung der HC-Ausgabe  
und unter Verwendung von Motiven von FinePic®, München  
Lektorat: Gisela Fichtl  
DF · Herstellung: Str.  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-15752-5  
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



# Inhalt

Vorwort	7
Spuren im Sand, Spuren im Schnee	11
Unerwartete Karriere	26
Das Glück des Loslassens	42
Versäumnis Nummer 1: Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, mir selbst treu zu bleiben, statt so zu leben, wie andere es von mir erwarteten.	61
Der Einfluss der Umwelt	76
Selbst gemachte Fesseln	90
Versäumnis Nummer 2: Ich wünschte, ich hätte nicht so viel gearbeitet.	107
Gute Absichten und das richtige Ziel	120
Der Segen der Einfachheit	135
Versäumnis Nummer 3: Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen.	151
Frei von Schuldgefühlen	166
Sicherer Lohn	184

Versäumnis Nummer 4:	197
Ich wünschte, ich hätte den Kontakt zu meinen Freunden gehalten.	197
Freunde bis in den Tod	211
Das Glück ins Leben lassen	227
Versäumnis Nummer 5:	242
Ich wünschte, ich hätte mir mehr Freude gegönnt.	242
Glück ist jetzt	257
Eine Frage der Haltung	273
Zeit für neue Wege	285
Durch die Finsternis zum Licht	303
Ein Leben ohne Reue	320
Lächeln und wissen	337
Dank	350

# Vorwort

Eines lauen Sommerabends in einer kleinen Provinzstadt wurde eine Unterhaltung geführt, wie sie sicher in diesem Moment an vielen anderen Orten der Welt auch geführt wurde. Da tauschten sich zwei Leute aus und erzählten von ihren Plänen. Der Unterschied zu anderen Gesprächen lag jedoch darin, dass das Leben der einen Person hinterher eine völlig andere Wendung nahm. Und diese Person war ich.

Cec gibt in Australien eine tolle Zeitschrift für Folkmusik heraus mit dem Titel *Trad and Now*. Man kennt und liebt ihn für die Unterstützung, die er der australischen Folk-Szene zukommen lässt, und für sein breites, fröhliches Grinsen. Wir waren gerade auf einem Folk-Festival und plauderten passenderweise über unsere Liebe zur Musik. Das Gespräch kam auch auf die Herausforderungen, denen ich gerade gegenüberstand, nämlich einen Sponsor zu finden für das Gitarren- und Songwriting-Programm, das ich in einem Frauengefängnis abhalten wollte. »Sobald du die Sache am Laufen hast, gib mir Bescheid, dann bringen wir einen Artikel in unserer Zeitung.« Cec sprach mir Mut zu für mein Projekt.

Tatsächlich brachte ich die Sache ins Laufen, und nach einer Weile schrieb ich für die Zeitschrift eine Geschichte über meine Erfahrungen. Als ich fertig war, fragte ich mich, warum ich nicht mehr Geschichten schrieb. Schließlich hatte ich schon immer geschrieben. Als sommersprossiges kleines Mädchen hatte ich Brieffreunde in der ganzen Welt. Das war zu der Zeit, als die Menschen noch handgeschriebene Briefe schickten – so richtig mit Umschlag und Briefkasten.

Auch als Erwachsene schrieb ich weiter. Freunde bekamen noch immer handgeschriebene Briefe von mir, und ich führte jahrelang Tagebuch. Und jetzt war ich Songwriterin, schrieb also immer noch (obwohl ich jetzt neben dem Stift auch noch eine Gitarre in der Hand hatte). Aber als ich mit einem altmodischen Füller vor einem Blatt Papier am Küchentisch saß, um meine Erfahrungen mit dem Gefängnisprogramm festzuhalten, erwachte der Spaß am Schreiben neu. Ich bedankte mich bei Cec und beschloss wenig später, einen Blog zu beginnen. Was dann passierte, gab meinem Leben eine großartige Wendung.

»Inspiration and Chai« begann in einem gemütlichen kleinen Cottage in den Blue Mountains in Australien, bei einer Tasse Chai, versteht sich. Einer meiner ersten Artikel handelte von den Versäumnissen, die die Sterbenden, die ich gepflegt hatte, am meisten bereut hatten. Vor meinem Gefängnisjob hatte ich als Pflegerin für sterbende Menschen gearbeitet, das war also noch ziemlich frisch. In den folgenden Monaten gewann dieser Artikel eine Eigendynamik, wie sie die Dinge nur im Internet bekommen. Ich bekam Mails von wildfremden Leuten, die mir wegen dieses Artikels schrieben, aber auch wegen anderer Beiträge, die ich seitdem verfasst hatte.

Fast ein Jahr später wohnte ich in einem anderen kleinen Cottage, diesmal in einer ländlichen Gegend. Eines Montagmorgens, als ich schreibend auf der Veranda saß, beschloss ich, mal wieder die neuen Gastkommentare auf meiner Webseite zu checken. Ich war verblüfft, aber auch irgendwie amüsiert. Tags drauf sah ich noch mal nach und am nächsten Tag wieder. Da war tatsächlich etwas so richtig ins Rollen gekommen. Der Artikel mit dem Titel »Die fünf Dinge, die die Leute auf dem Sterbebett am meisten bereuen« hatte sich verselbstständigt.

Aus jedem Winkel der Welt kamen Mails, auch Anfragen von anderen Autoren, die den Artikel in ihren eigenen Blogs



zitieren und in diverse Sprachen übersetzen wollten. Die Leute lasen meinen Blog in Zügen in Schweden, an Bushaltestellen in Alaska, in Büros in Indien, beim Frühstück in Irland und so weiter und so fort. Nicht alle stimmten dem Artikel zu, aber er bot genug Diskussionsstoff, um seine Reise um die Welt fortzusetzen. Und den wenigen, die nicht damit einverstanden waren, schrieb ich: »Ich habe mir das nicht selbst ausgedacht – ich gebe nur wieder, was diese Menschen mir anvertraut haben.« Mindestens 95 Prozent des Feedbacks war jedoch wundervoll. Und es unterstrich auch, wie viel wir alle gemeinsam haben, ungeachtet kultureller Unterschiede.

Während der ganzen Zeit wohnte ich in meinem Cottage und freute mich an den Vögeln und Wildtieren, die von dem Bach vor meinem Haus angezogen wurden. Tag für Tag saß ich an dem Tisch auf meiner Veranda, arbeitete weiter und ergriff die Chancen, die sich mir boten. In den folgenden Monaten lasen über eine Million Menschen »Die fünf Dinge, die die Leute auf dem Sterbebett am meisten bereuen«. Innerhalb eines Jahres hatte sich diese Zahl mehr als verdreifacht.

Auf Grund der riesigen Menge von Menschen, die sich von diesem Thema angesprochen fühlten, und der Anfragen, die ich nach dem Artikel erhielt, beschloss ich, das Thema weiter auszuarbeiten. Wie so viele andere hatte ich schon immer ein Buch schreiben wollen. Und wie sich herausstellte, konnte ich erst hier formulieren, was ich bei der Pflege sterbender Menschen gelernt hatte. Jetzt konnte ich endlich das Buch schreiben, das ich schon immer hatte schreiben wollen. Dieses Buch.

Wie Sie beim Lesen merken werden, habe ich mich nie sonderlich an traditionelle Lebensentwürfe gehalten, wenn es so etwas denn gibt. Ich lebe, wie das Leben mich führt, und schreibe dieses Buch einfach als eine Frau, die eine Geschichte zu erzählen hat.

Um die Privatsphäre von Verwandten und Freunden zu schützen, habe ich fast alle Namen im Buch geändert. Nur mein erster Yogalehrer, meine Chefin im Zentrum für Pränataldiagnostik, der Besitzer des Campingplatzes, meine Mentorin im Gefängnis und einige Songwriter werden mit ihrem richtigen Namen genannt. Die chronologische Reihenfolge ist im Hinblick auf thematische Überschneidungen ebenfalls leicht verändert worden.

## Spuren im Sand, Spuren im Schnee

»Ich kann meine Zähne nicht finden. Ich kann meine Zähne nicht finden.« Der vertraute Hilferuf drang bis in mein Zimmer, wo ich gerade versuchte, meinen planmäßigen freien Nachmittag zu genießen. Ich legte das Buch, in dem ich gerade las, aufs Bett und ging ins Wohnzimmer.

Wie erwartet, stand Agnes im Zimmer und grinste ihr zahnloses Grinsen, mit dem sie ebenso verwirrt wie unschuldig aussah. Wir mussten beide lachen. Inzwischen hatte der Witz ja wirklich schon einen Bart, aber alle paar Tage schaffte sie es doch wieder, ihre Prothese zu verlegen. Und es war tatsächlich immer wieder witzig.

»Ich bin sicher, du machst das bloß, damit ich wieder zu dir komme«, lachte ich, während ich an den üblichen Stellen zu suchen begann. Draußen hatte es angefangen zu schneien, was die kuschelige Wärme des Cottages noch erhöhte. Doch Agnes schüttelte energisch den Kopf. »Nein, ganz bestimmt nicht, meine Liebe! Ich hab sie vor meinem Nickerchen rausgenommen, aber als ich aufwachte, konnte ich sie nicht mehr finden.« Abgesehen von ihrem Gedächtnisverlust war sie noch sehr klar im Kopf.

Agnes und ich lebten seit vier Monaten zusammen. Ich hatte mich damals auf eine Anzeige gemeldet, in der eine Person gesucht wurde, die bereit war, bei der alten Dame einzuziehen. Als Australierin in England hatte ich zuvor schon in der Kneipe, in der ich arbeitete, gleichzeitig gewohnt, um

ein Dach über dem Kopf zu haben. Es war richtig lustig gewesen, und einige der Angestellten und ein paar Einheimische wurden Freunde. Jobs an der Bar waren leicht zu kriegen, und so hatte ich gleich nach meiner Ankunft im Land Arbeit gefunden. Dafür war ich auch dankbar, doch irgendwann wurde es Zeit, etwas anderes zu machen.

Die zwei Jahre, bevor ich Australien verließ, hatte ich auf einer tropischen Insel gelebt, die so malerisch aussah wie die klischeehafteste Postkarte. Nach über einem Jahrzehnt als Bankangestellte wuchs das Bedürfnis, eine Daseinsform auszuprobieren, in der ich mich nicht Montag bis Freitag von neun bis fünf abrackern musste.

Ich war mit einer meiner Schwestern auf eine Insel in North Queensland gereist. Wir wollten im Urlaub unseren Tauchschein machen. Während sie sich unseren Tauchlehrer aufriss – was im Hinblick auf unsere Prüfung recht nützlich war –, kletterte ich auf einen Berg auf der Insel. Als ich dort oben direkt unter dem Himmel auf einem Felsblock saß und vor mich hin lächelte, kam mir die Erleuchtung: Ich wollte auf einer Insel leben.

Vier Wochen später gab es meinen Bankjob nicht mehr, und meine Habe hatte ich entweder verkauft oder zu meinen Eltern verfrachtet, die sie in einer Scheune auf ihrem Bauernhof unterstellten. Dann suchte ich mir auf einer Landkarte zwei Inseln aus, die mir einfach von ihrer geografischen Lage her geeignet schienen. Ich wusste sonst gar nichts über diese Inseln, nur, dass mir ihre Lage gefiel und dass es auf jeder ein Urlaubsresort gab. Das war vor der Internet-Ära, in der man im Handumdrehen buchstäblich alles herausfinden kann. Nachdem ich ein paar Bewerbungen in die Post gesteckt hatte, brach ich auf Richtung Norden, Bestimmungsort unbekannt. Man schrieb das Jahr 1991, ein paar Jahre bevor Handys in Australien ihren Einzug feierten.

Unterwegs bekam meine Sorglosigkeit einen frühen Dämpfer, als ich nämlich beim Trampen eine so unangenehme Erfahrung machte, dass ich von dieser Fortbewegungsart wieder Abstand nahm. Irgendwo im Nirgendwo auf einer unbefestigten Straße, weit weg von meinem Ziel läuteten meine Alarmglocken laut genug, dass ich nie wieder am Straßenrand den Daumen hochhielt. Der Typ hatte behauptet, er wolle mir zeigen, wo er wohnte, und die Besiedelung wurde immer dünner und der Busch immer dichter. Gott sei Dank blieb ich stark und resolut, und es gelang mir, mich durch Reden aus der Situation herauszumanövrieren. Er versuchte dann nur noch ein paar sabbernde Küsse, bevor ich *sehr* schnell in der richtigen Stadt aus dem Auto stieg. Danach fuhr ich nie wieder per Anhalter.

Von nun an benutzte ich öffentliche Verkehrsmittel. Abgesehen von diesem einen unschönen Erlebnis war es ein tolles Abenteuer, nicht zu wissen, wo ich demnächst landen würde. In den diversen Bussen und Zügen lernte ich auf dem Weg in wärmere Gefilde viele tolle Leute kennen. Als ich schon ein paar Wochen unterwegs war, rief ich meine Mutter an, die tatsächlich einen Brief bekommen hatte, in dem man mir einen Job auf einer der Inseln in Aussicht stellte. Ich war so erpicht darauf gewesen, meine Tretmühle in der Bank hinter mir zu lassen, dass ich dumm genug war zu schreiben, ich würde jeden Job annehmen. Wenige Tage später lebte ich also auf einer wunderschönen Insel und steckte bis zum Ellbogen in dreckigen Töpfen und Pfannen.

Das Leben auf der Insel war jedoch ein großartiges Erlebnis, denn ich war nicht nur meinem aufreibenden Montag-bis-Freitag-Trott entkommen, sondern verlor langsam, aber sicher sogar das Gefühl dafür, welcher Wochentag gerade war. Das gefiel mir unglaublich gut. Nach einem Jahr auf meiner Stelle als Spülerin arbeitete ich mich in die Bar hoch. Die Zeit in der Küche hatte mir tatsächlich auch viel

Spaß gemacht, und ich hatte wahnsinnig viel über kreatives Kochen gelernt. Trotzdem, es war eine schweißtreibende, schwere Arbeit in einer tropischen Küche ohne Klimaanlage. Meine freien Tage konnte ich immerhin mit Wanderungen durch den großartigen Regenwald verbringen, ich konnte mir ein Boot mieten und zu den Nachbarinseln fahren, tauchen gehen oder einfach nur im Paradies relaxen.

Nachdem ich ein paar Mal freiwillig Dienst an der Bar geleistet hatte, durfte ich irgendwann in diese begehrte Stellung aufrücken. Für den Blick auf das ruhige blaue Meer, den weißen Sand und die sanft schwingenden Palmwedel hätten andere eine Stange Geld gezahlt, deshalb fand ich es nicht besonders hart, hier zu arbeiten. Ich bediente fröhliche Kunden, die den Traumurlaub ihres Lebens machten, und lernte mit der Zeit, Cocktails zu mixen, die man auf Reiseprospekten hätte abbilden können. Das alles war Lichtjahre von meinem Leben in der Bank entfernt.

An der Bar lernte ich eines Tages einen Europäer kennen, der mir einen Job in seiner Druckerei anbot. Ich hatte schon immer große Reiselust verspürt, und nach über zwei Jahren auf der Insel sehnte ich mich langsam nach ein bisschen Veränderung und hätte ganz gern auch wieder ein etwas anonymes Dasein geführt. Wenn man Tag für Tag in derselben kleinen Siedlung lebt und arbeitet, kann einem ein bisschen Privatsphäre im Alltag plötzlich heilig werden.

Nach ein paar Jahren Inselleben musste man bei der Rückkehr aufs Festland mit einem gewissen Kulturschock rechnen. Aber sich gleich noch in ein fremdes Land zu begeben, dessen Sprache ich nicht einmal verstand, war schon eine Herausforderung, um es milde auszudrücken. Im Laufe der Monate lernte ich dort einige nette Leute kennen, und ich bin froh, dass ich auch diese Erfahrung gemacht habe. Aber ich brauchte doch wieder ein paar gleichgesinnte Freunde, also machte ich mich irgendwann auf nach England. Bei meiner

Ankunft hatte ich gerade noch genug Geld, um das Ticket zu lösen, mit dem ich zu meinem einzigen Bekannten dort fahren konnte. Ich hatte noch 1 Pfund 66 in der Tasche, als ich ein neues Kapitel aufschlug.

Nev hatte ein wunderbares, breites Lächeln und spärliche weiße Locken auf dem Kopf. Außerdem war er Weinexperte und -aficionado und arbeitete passenderweise in der Weinabteilung bei Harrod's. Am ersten Tag des Sommerschlussverkaufs marschierte ich in das gut besuchte Nobelkaufhaus – ich kam direkt von der Nachtfähre und sah wahrscheinlich so obdachlos aus, wie ich war. »Hallo, Nev. Ich bin's, Bronnie. Wir haben uns vor ein paar Jahren mal kennengelernt, ich bin eine Freundin von Fiona. Du hast damals eine Nacht auf meinem Sitzsack gepennt«, eröffnete ich ihm mit einem strahlenden Lächeln.

»Ja, klar, Bronnie«, kam es zu meiner Erleichterung zurück. »Na, was ist mit dir los?«

»Ich bräuchte einen Schlafplatz für ein paar Nächte«, begann ich hoffnungsvoll.

Nev zog seinen Wohnungsschlüssel aus der Tasche. »Klar, kein Problem. Hier.« Er gab mir noch eine Wegbeschreibung zu seiner Wohnung, und damit hatte ich ein Dach über dem Kopf und ein Sofa zum Schlafen.

»Könntest du mir vielleicht auch noch zehn Pfund leihen?«, fragte ich optimistisch. Ohne zu zögern, zog er zehn Pfund aus der Tasche. Ich bedankte mich, strahlte ihn an und war endgültig aus dem Schneider. Jetzt hatte ich ein Bett und Essen.

Die Traveller-Zeitschrift, auf deren Jobteil ich meine Hoffnungen setzte, kam genau an diesem Tag heraus, also kaufte ich mir das Heft, ging in Nevs Wohnung und führte drei Telefonate. Am nächsten Morgen hatte ich ein Vorstellungsgespräch für einen Job in einem Pub in Surrey, in dem ich gleichzeitig auch wohnen sollte. Und am nächsten Nachmittag wohnte ich auch schon dort. Perfekt.

Ein paar Jahre lang lief mein Leben so dahin, mal fand ich neue Freunde, mal verliebte ich mich. Ich hatte viel Spaß damals. Das Dorfleben gefiel mir gut, manchmal erinnerte es mich an das Dasein auf der Insel, und ich war umgeben von Menschen, die mir ans Herz gewachsen waren. Außerdem waren wir nicht allzu weit entfernt von London, so dass ich problemlos öfters in die Stadt fahren konnte, was ich absolut genoss.

Aber dann meldete sich die Reiselust wieder. Ich wollte mal ein bisschen in den Nahen Osten hineinschnuppern. Die langen englischen Winter waren toll, und ich war auch froh, ein paar davon erlebt zu haben. Es war der totale Kontrast zu den langen, heißen Sommern in Australien. Doch ich beschloss, nur noch einen Winter zu bleiben. Ich wollte Geld zusammensparen, um dann weiterzuziehen. Dazu musste ich den Pub verlassen und der Versuchung widerstehen, jeden Abend mit Freunden auszugehen. Besonders viel getrunken hatte ich nie (und inzwischen trinke ich überhaupt keinen Alkohol mehr), aber wenn man jede Nacht um die Häuser zieht, kostet das doch Geld. Und mit diesem Geld wollte ich lieber verreisen.

Kaum hatte ich diese Entscheidung getroffen, fiel mir die Jobanzeige bei Agnes ins Auge, gleich in der nächsten Grafschaft. Schon beim ersten Bewerbungsgespräch wurde mir die Stelle angeboten, weil der Bauer Bill dahinterkam, dass ich selbst auf einem Bauernhof groß geworden war. Seine Mutter Agnes war Ende achtzig, hatte schulterlanges graues Haar, eine fröhliche Stimme und einen riesigen, kugelrunden Bauch, über den sich fast jeden Tag dieselbe rot-graue Strickjacke spannte. Ihr Hof war nur ungefähr eine halbe Stunde Fahrzeit entfernt, so dass es für mich leicht einzurichten war, an meinen freien Tagen meine Freunde zu treffen. Aber solange ich dort war, fühlte ich mich wie in einer anderen Welt. Ich war sehr isoliert, da ich rund um die Uhr



bei Agnes sein musste, von Sonntagabend bis Freitagabend. Meine zwei freien Stunden am Nachmittag gestatteten mir kein großes Sozialleben, obwohl ich diese Zeit doch manchmal nutzte, mich mit meinem englischen Freund zu treffen.

Dean war ein wundervoller Mensch. Von Anfang an hatte uns unser Humor verbunden, gleich in den ersten Momenten unserer Bekanntschaft. Dazu kam unsere Liebe zur Musik. Wir hatten uns einen Tag nach meiner Ankunft in England kennengelernt, direkt nach meinem Bewerbungsgespräch im Pub, und bald merkten wir, dass unser Leben schöner und lustiger war, seit wir einander kannten. Doch leider war ich von nun an die meiste Zeit nicht mit Dean, sondern mit Agnes zusammen, und half ihr, ihre Zähne zu suchen. Es war schon ein Wunder, wie man in einem so kleinen Haus so viele Plätze finden konnte, an denen sich eine Prothese verstecken ließ.

Sie hatte eine zehn Jahre alte Deutsche Schäferhündin namens Princess, die überall Haare ließ. Sie war ein ganz lieber Hund, nur leider verlor sie durch die Arthritis jede Kraft in den Hinterbeinen, was bei dieser Rasse offenbar nicht ungewöhnlich ist. Nachdem ich schon mehrfach unter Princess fündig geworden war, hob ich auch jetzt ihr Hinterteil hoch und sah nach. Leider hatte ich heute kein Glück, aber es war die Mühe wert. Princess wedelte mit ihrem großen Schwanz, kehrte wieder zu ihren Träumen am Feuer zurück und vergaß die kurze Störung sofort wieder. Ab und zu kreuzten sich Agnes' und meine Wege, während wir das Haus absuchten. »Hier sind sie nicht«, rief sie aus dem Badezimmer.

»Hier auch nicht«, antwortete ich aus der Küche. Irgendwann suchte ich im Schlafzimmer und Agnes in der Küche. Es gibt nicht so viele Räume, die man in so einem kleinen Haus durchsuchen kann, also sah jeder überall nach, um wirklich ganz sicherzugehen. An diesem Tag waren ihre

Dritten in ihren Handarbeitsbeutel neben dem Wohnzimmer-  
sessel gerutscht.

»Ach, du bist einfach ein Schatz«, sagte sie und setzte die Prothese wieder ein. »Komm, schau ein bisschen Fernsehen mit mir, jetzt wo du schon mal hier bist.« Diese Strategie wendete sie oft an, und ich folgte ihrem Wunsch lächelnd. Sie war eine alte Dame, die lange allein gelebt hatte, und jetzt genoss sie die Gesellschaft. Mein Buch konnte warten. Mein Job war nicht unbedingt der anstrengendste – ich musste ihr einfach nur Gesellschaft leisten, und wenn sie außerhalb meiner Arbeitsstunden den Wunsch danach verspürte, war das für mich auch in Ordnung.

Ihre Zähne hatten wir im Laufe der Zeit schon unter dem Sofakissen gefunden, im Badezimmer am Waschbecken, in einer Teetasse im Küchenschrank, in ihrer Handtasche und an diversen anderen, fast schon unglaublichen Orten. Auch hinter dem Fernseher, im Kamin, im Mülleimer, auf dem Kühlschrank oder in einem ihrer Schuhe. Und natürlich unter dem Hintern von Princess, der großen Deutschen Schäferhündin.

Viele Leute kommen mit Routine gut zurecht. Ich persönlich habe es lieber abwechslungsreich. Aber Routine ist nicht ganz unberechtigt, und sie hilft vor allem, wenn die Menschen älter werden. Bei Agnes gab es Dinge, die jede Woche gemacht wurden, und solche, die jeden Monat einmal drankamen. Jeden Montag gingen wir zu den Ärzten, denn Agnes musste sich regelmäßigen Bluttests unterziehen. Der Termin war jede Woche genau um dieselbe Zeit. Eine Sache am Tag reichte jedoch, sonst wäre ihre nachmittägliche Gewohnheit, zu stricken und ein Nickerchen zu halten, gestört worden.

Und ob es regnete oder stürmte, Princess begleitete uns überall hin. Dazu wurde zuerst die Klappe hinten an der Ladefläche des Pick-ups heruntergelassen. Die alte Hündin

wartete geduldig und schwanzwedelnd. Sie war einfach großartig. Dann hob ich ihre Vorderpfoten auf die Ladefläche, fasste rasch ihr Hinterteil und hob sie ganz hinauf, bevor ihre Hinterbeine unter ihr nachgeben konnten und wir von vorne anfangen mussten. Danach war ich zur Erinnerung mit sandfarbenen Hundehaaren bedeckt.

Rausspringen war einfacher, obwohl sie auch dabei Hilfe benötigte. Princess schaffte es zwar, die Vorderpfoten auf den Boden zu bringen, wartete dann aber, bis ich ihre Hinterbeine hinterherholte. Wenn Agnes mich in der Zwischenzeit aus irgendeinem Grund brauchte, blieb die Hündin in ihrer Position, mit dem Hinterteil in der Höhe, bis ich zu ihr kam. Sobald ich ihr geholfen hatte, trottete sie glücklich und schmerzfrei davon, wobei sie unablässig mit dem Schwanz wedelte.

Dienstags fuhren wir zum Einkaufen ins Nachbardorf. Viele ältere Leute, für die ich gearbeitet habe, lebten sehr bescheiden. Nicht so Agnes. Sie versuchte ständig, mir irgendetwas zu kaufen, vorzugsweise Sachen, die ich weder brauchte noch wollte. In jedem Gang blieben wir stehen und stritten uns. Wir lächelten, manchmal lachten wir auch richtig, aber wir waren beide stur. Am Ende schenkte mir Agnes die Hälfte der Dinge, die sie für mich ausgesucht hatte. Irgendwelche vegetarischen Köstlichkeiten, Importmangos, eine neue Haarbürste, ein Unterhemd oder irgendeine schrecklich schmeckende Zahnpasta.

Mittwochs war Bingoabend im Dorf. Da sie immer schlechter sah, ersetzte ich Agnes die Augen. Die Zahlen konnte sie zwar einigermaßen sehen und hören, aber sie vergewisserte sich vorsichtshalber immer noch einmal bei mir, bevor sie ihre Zahlen durchstrich. Ich liebte die alten Leute, die dort spielten. Ich war die einzige junge Teilnehmerin, so dass Agnes sich als etwas ganz Besonderes fühlte. Vor den anderen bezeichnete sie mich als »meine Freundin«.

»Meine Freundin und ich waren gestern einkaufen, und ich hab ihr eine neue Unterhose gekauft«, verkündete sie ernst und stolz ihren älteren Bingofreundinnen.

Dann nickten alle und lächelten mich an, während ich nur dasaß und mir dachte: »Oh Mann!«

Und sie machte munter weiter: »Diese Woche hat ihr ihre Mutter aus Australien geschrieben. Da ist es im Moment sehr heiß. Außerdem hat sie noch einen kleinen Neffen bekommen.« Abermals Nicken und Lächeln.

Nach einer Weile fing ich an zu zensieren, was ich ihr über mich erzählte. Sonst hätten die anderen noch sehr viel mehr über mein Leben erfahren, vor allem wenn meine Mutter mir hübsche Unterwäsche oder andere Geschenke schickte, um mich aus der Ferne zu verwöhnen. Aber mein Verhältnis zu Agnes war unschuldig und liebevoll, deswegen ertrug ich es auch, dass ich mich manchmal innerlich krümmte oder rot wurde, wenn sie vor anderen über mich sprach.

Donnerstag war der einzige Tag, an dem wir über Mittag wegblieben. Ein großer Tag für uns drei (Princess mitgezählt). Dann fuhren wir nämlich immer in eine Stadt in Kent, wo wir mit Agnes' Tochter zu Mittag aßen. An englischen Maßstäben gemessen sind fünfzig Kilometer eine ganz schöne Entfernung, während es für einen Australier so gut wie um die Ecke ist. Unsere Sicht auf Distanzen ist definitiv ein kultureller Unterschied.

In England kann man drei Kilometer fahren und in einem ganz anderen Dorf landen. Der Akzent kann völlig anders sein als im vorherigen Dorf, und selbst wenn man sein ganzes Leben im Nachbarort verbracht hat, kennt man hier nicht jeden. In Australien kann es einem passieren, dass man schon für einen Laib Brot achtzig Kilometer fahren muss. Die nächsten Nachbarn können so weit weg wohnen, dass sie einen anrufen oder anfunken müssen, um Hallo zu sagen, aber sie betrachten sich immer noch als Nachbarn. Ich habe

einmal in einem Gebiet im Northern Territory gearbeitet, das derart abgelegen war, dass Flugzeuge zum nächsten Pub verkehrten. Auf der kleinen Landebahn standen am frühen Abend Ein- und Zweisitzer-Maschinen, und am nächsten Morgen war sie leer, wenn alle – immer noch halb abgefüllt – zu ihren riesigen Viehfarmen zurückgefliegen waren.

Der große Ausflug am Donnerstag war also wirklich ein großer Ausflug für Agnes, während ich ihn als kleine Fahrt empfand. Ihre Tochter war eine freundliche Frau, und unsere Treffen waren jedes Mal richtig nett. Die beiden aßen immer den Ploughman's Lunch: Rindfleisch, Käse und Eingelegtes. Die englische Vorliebe für Eingelegtes hat mich immer wieder erstaunt. Aber es war schon ein ganz gutes Land für Vegetarier, ich hatte immer genügend Auswahl. Da es so kalt war, gönnte ich mir meistens eine wärmende Suppe oder ein herzhaftes Nudelgericht.

Am Freitag blieben wir immer in der Gegend. Wir lebten auf einer Rinderfarm mit einem eigenen Metzgerladen. Den Hof betrieben zwei Söhne von Agnes. Am Freitagmorgen ging ich mit ihr immer zum Metzger. Obwohl sie darauf bestand, alles ganz genau und in aller Ruhe in Augenschein zu nehmen, kaufte sie jede Woche haargenau das Gleiche. Der Metzger bot ihr sogar an, ihr den Einkauf nach Hause zu liefern, aber nein. »Das ist sehr nett von Ihnen, aber ich muss herkommen und mir das Fleisch selbst aussuchen«, erwiderte sie jedes Mal höflich.

Damals war ich Vegetarierin, heute bin ich Veganerin. Trotzdem wohnte ich auf einer Rinderfarm, fast so wie der Hof, auf dem ich groß geworden bin. Obwohl ich von Fleischverzehr nichts hielt, verstand ich doch das Geschäft und die Lebensweise, weil sie mir vertraut waren.

Auf dem Rückweg vom Metzger nahmen wir grundsätzlich den Weg durch den Stall, wo wir mit den Landarbeitern und den Kühen redeten. Agnes mit ihrem Stock ging dicht

neben mir, Princess trottete hinter uns her. Dabei war es ganz egal, wie kalt es war, wir zogen einfach ein paar Schichten mehr an. Und so verbrachten wir den Freitag: mit einem Besuch im Metzgerladen und hinterher bei den Kühen.

Ich staunte, wie anders die englischen Kühe behandelt wurden als unsere australischen – hier hatten sie warme Ställe, und man schenkte jedem einzelnen Tier Aufmerksamkeit. Andererseits mussten die australischen Tiere ja auch keine englischen Winter aushalten. Es machte mich immer noch schrecklich traurig, nachdem ich ja nun jede Kuh einzeln kannte, zu wissen, dass wir irgendwann ihr Fleisch im Metzgerladen kaufen würden. Das Ganze fiel mir furchtbar schwer, und irgendwie wollte es mir nie recht gelingen, den Gedanken zu unterdrücken.

Das Vegetariertema wurde zu Hause viel diskutiert, obwohl ich schwieg und den Lebensstil meiner Familie respektierte. Ich gehörte nie zu den Vegetariern oder Veganern, die ein besonderes Bedürfnis haben, über ihre Lebensform zu sprechen. Da ich jedoch in meiner Kindheit das eine oder andere zu sehen bekommen hatte und zu guter Letzt noch einen Schaden fürs Leben davontrug, als wir auf einem Schulausflug ein Schlachthaus besuchten, verstehe ich durchaus, warum Vegetarier und Co. bei diesem Thema so leidenschaftlich werden können. Es kann einem schier das Herz zerreißen, wenn man sich einmal genau ansieht, was hinter den Kulissen dieser ganzen Fleischindustrie abläuft.

Mir war es jedoch lieber, mein Ding in aller Stille durchzuführen und das Recht meiner Mitmenschen zu respektieren, sich eine Lebensform auszusuchen, die für sie sinnvoll ist. Nur wenn man mich darauf ansprach, wenn mein Gegenüber also wirklich Interesse bekundete, redete ich über meine Entscheidung. Nichtsdestoweniger ist es interessant, wie mich zum Teil wildfremde Menschen von der Fleischverzehrerkfraktion ohne jede Provokation angingen, einfach nur, weil

ich mich dafür entschieden hatte, *keine* Tiere zu essen. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum ich über mein Vegetarierium lieber schwieg – ich wollte einfach nur meine Ruhe.

Als Agnes also anfang, mir Fragen zu stellen, warum ich Vegetarierin sei, zögerte ich. Ihre eigene Existenz hing von den Einkünften aus der Rinderzucht ab. Meine irgendwie ja auch, obwohl ich mir das wohl nicht so bewusst gemacht hatte. Ich hatte diesen Job einfach angenommen, weil ich Geld brauchte und gerne ein bisschen Freude in das Leben einer alten Dame bringen wollte.

Doch sie fragte beharrlich weiter. Also erzählte ich ihr, wie ich mich als Kind gefühlt hatte, wenn ich bei der Schlachtung von Schafen und Rindern zusah, wie mir das unter die Haut gegangen war, wie sehr ich Tiere liebte und wie ich bemerkt hatte, dass Kühe anders muhen, wenn sie wissen, dass sie gleich sterben müssen. Dieses angsterfüllte, panische Brüllen klingt mir heute noch in den Ohren.

Und das reichte. Agnes erklärte sich auf der Stelle zur Vegetarierin. »Puh«, dachte ich. »Wie soll ich das ihrer Familie beibringen?« Ihr Sohn wollte natürlich, dass sie weiter Fleisch aß, und nach langem Hin und Her willigte sie ein, zumindest einmal die Woche rotes Fleisch zu essen, einmal Fisch und einmal Geflügel. Wenn ich einen freien Tag hatte, aß sie bei ihrer Familie, dann bekam sie auch Fleisch.

Im Laufe der Zeit haben sich meine Ansichten zum Fleischverzehr nur gefestigt. Heute würde ich nicht im Traum daran denken, eine Arbeit anzunehmen, bei der ich Fleischgerichte kochen muss. Damals habe ich es noch gemacht, doch dieser Teil meines Jobs ging mir ganz schön gegen den Strich. Ich konnte nie Fleisch zubereiten, ohne traurig daran zu denken, dass das mal ein schönes Lebewesen gewesen war, das Gefühle und ein Recht auf Leben gehabt hatte. Also gefiel mir das neue Arrangement mit Agnes, obwohl meiner Meinung nach auch Fische und Geflügel Tiere waren.

Wie sich jedoch herausstellte, hatte Agnes nur eingewilligt, um ihre Ruhe zu haben. Sie hatte nämlich gar nicht vor, unter der Woche Fleisch zu essen. Also kochte ich uns die restlichen Winter- und Frühjahrsmonate köstliche vegetarische Leckereien wie deftige Nussstollen, göttliche Suppen, bunte Gemüsepfannen und Gourmetpizzas. Ich glaube, ansonsten hätte Agnes sich auch jederzeit gern von gekochten Eiern und Baked Beans ernährt. Immerhin war sie Engländerin, und die Engländer lieben ihre Bohnen.

Der Schnee schmolz, und die Märzenbecher begannen zu blühen. Die Tage wurden länger, der Himmel war wieder blau. Als der Bauernhof aus seinem Winterschlaf erwachte, liefen die neugeborenen Kälbchen auf ihren wackligen dünnen Beinen herum. Die Vögel waren wieder da und begrüßten uns jeden Tag mit ihren Liedern. Princess haarte noch mehr als sonst. Agnes und ich packten unsere Wintermäntel und Mützen weg, genossen die Frühlingssonne und führten unser gewohntes Leben noch ein paar Monate so weiter. Wir gehörten zwei grundverschiedenen Generationen an, gingen aber Tag für Tag untergehakt spazieren, erzählten uns Geschichten und hatten viel zu lachen.

Doch für mich wurde es Zeit für die Abreise. Wir hatten beide von Anfang an gewusst, dass ich wieder weiterziehen würde. Außerdem fehlte mir Dean. Unsere Wochenenden reichten mir nicht, und wir wollten unbedingt zusammen reisen. Also wurde meine Stelle neu ausgeschrieben, und unsere gemeinsame Zeit lief ab. Die Monate mit Agnes waren ein wunderbares, ganz besonderes Erlebnis für mich. Obwohl ich diese Arbeit vor allem angenommen hatte, um meine Reise lust befriedigen zu können, war es doch eine schöne Arbeit, jemandem Gesellschaft zu leisten.

Ich genoss es jedenfalls sehr viel mehr, als Bier zu zapfen. Lieber stütze ich einen alten Menschen, der gebrechlich ist, als einen jungen, der zu betrunken ist. Oder einen alten



betrunkenen. Beide hatte ich in meiner Stelle auf der Insel und in dem englischen Pub zur Genüge gehabt. Ich suchte viel lieber die Prothese einer alten Dame, als schmutzige Aschenbecher und leere Biergläser einzusammeln.

Dean und ich reisten in den Nahen Osten, wo wir völlig andere, aber faszinierende Kulturen bestaunten (und jede Menge Köstliches aßen). Nach einem wunderbaren Jahr im Ausland fuhr ich zurück, um Agnes zu besuchen. Meine Nachfolgerin war auch Australierin, und wir plauderten angeregt, nachdem die alte Dame in ihrem Lehnstuhl weggedöst war. Wir erzählten uns so einiges, und irgendwann gestand mir das Mädchen, dass sie doch etwas überrascht gewesen war von Bills erster Frage bei ihrem Vorstellungsgespräch. Ich wollte wissen, was das denn für eine Frage gewesen sei, und musste losprusten, als sie es mir verriet.

Seine erste Frage war gewesen: »Du bist doch keine Vegetarierin, *oder?*«

## Unerwartete Karriere

Nach den Jahren in England und im Nahen Osten kam ich schließlich nach Hause in mein geliebtes Australien. Ich war ein völlig anderer Mensch geworden, wie es eben so ist nach langen Reisen. Ich begann wieder in der Bankbranche zu arbeiten, doch mir wurde bald klar, dass mich diese Arbeit nie wieder würde ausfüllen können. Der Kundenkontakt war das einzige Highlight, und auch wenn es einfach war, an jedem beliebigen Ort eine Stelle zu finden, fühlte ich mich rastlos und war schrecklich unglücklich mit meiner Jobsituation.

Immer häufiger versuchte ich, meiner Kreativität Ausdruck zu verleihen. Eines Tages saß ich am Swan River in Perth – damals lebte ich in Western Australia – und stellte zwei Listen auf. Die eine umfasste alles, was ich gut konnte. Auf der anderen stand, was ich am liebsten machte. Dabei wurde mir klar, dass in mir irgendwie eine Künstlerin steckte, denn das Einzige, was in beiden Listen auftauchte, waren meine kreativen Talente.

»Würde ich mich überhaupt trauen, mich als Künstlerin auch nur vorzustellen?«, dachte ich mir. Obwohl ich in einem musikalischen Umfeld aufgewachsen war, hatte man mir von Anfang an eingetrichtert, dass man sich einen soliden »guten Beruf« zulegen muss. Niemand konnte verstehen, warum ich hibbelig wurde, wenn ich jeden Tag von neun bis fünf in der Bank arbeitete. Ein »solider Beruf«. Ein solider Beruf, der mich langsam, aber sicher umbrachte.

Es folgte eine Phase intensiver Selbsterforschung, und ich versuchte etwas zu finden, was ich gut konnte und mir

Freude machte. Es war eine harte Zeit für mich, als sich damals alles in mir veränderte. Irgendwann wurde mir klar, dass bei meiner Arbeit auch das Herz eine Rolle spielen musste, denn meine bisherige Arbeit, die nur mit dem Intellekt zu tun gehabt hatte, erfüllte und befriedigte mich nicht. Also begann ich meine kreativen Talente durch Schreiben und Fotografieren zu entwickeln, und landete nach einer geraumen Weile (auf ziemlich verschlungenen Pfaden) beim Songwriting und bei gelegentlichen Auftritten. Dabei arbeitete ich die ganze Zeit weiter in der Bank, allerdings nur noch in Teilzeit. Die Einschränkungen, die einem ein Vollzeitjob auferlegt, hielt ich einfach nicht mehr aus.

Perth war jedoch ziemlich weitab vom Schuss, und obwohl mir das Leben dort sehr gefiel, zog mich der Wunsch, meine Lieben ab und zu sehen zu können, wieder Richtung Osten. Also ab über die Nullarbor Plains, durch die Flinders Ranges, über die Great Ocean Road und den New England Highway bis nach Queensland, wo ich vorläufig meine Zelte aufschlug. Eine Weile arbeitete ich in einem Callcenter und rief Leute an, um ihnen ein Abo für einen Pornokanal zu verkaufen. Das war um Längen interessanter als die Bankbranche.

»Ähm.«

Schweigen.

»Ich rufe für meinen Mann an.«

»Sie würden sich also gerne für ›Night Moves‹ registrieren lassen?«, antwortete ich mit freundlicher, urteilsfreier Stimme, woraufhin die Frauen gleich immer viel entspannter wurden.

Oder die Typen fragten mich: »Wie ist das denn da? Ich meine ... sieht man da *alles*?«

»Tut mir leid, Sir, ich habe selbst nie reingeschaut. Aber ich könnte Ihnen einen einmaligen Probeabend für 6,95 Dollar anbieten, und wenn es Ihnen dann gefallen hat, können Sie wieder anrufen und monatsweise abonnieren.«

Schließlich waren da natürlich noch die unvermeidlichen Anrufe à la »Welche Farbe hat dein Slip?«. Da hingte Bronnie dann aber gleich auf. Doch wenn man fertiggekichert hatte, war es ein Bürojob wie jeder andere. Man schließt Freundschaften mit anderen Angestellten, weil es dann einfach lustiger ist. Aber meine Rastlosigkeit piesackte mich weiter.

Wir zogen wieder in meine Heimat, New South Wales. Dean, der Mann, mit dem ich in England und dem Nahen Osten zusammen gewesen war, war mit mir nach Australien gezogen. Kurz nachdem wir uns in New South Wales eine Bleibe gesucht hatten, zerbrach unsere Beziehung. Wir hatten einander mehrere Jahre sehr geliebt und waren die meiste Zeit die besten Freunde gewesen. Es tat weh zu sehen, wie diese Freundschaft in die Brüche ging. Aber wir konnten die vielen Unterschiede in unseren Auffassungen vom Leben nicht mehr unter den Teppich kehren oder drüber lachen, wie wir es früher immer gemacht hatten.

Ich war Vegetarierin. Er war Fleischesser. Ich arbeitete während der Woche in geschlossenen Räumen und sehnte mich am Wochenende nach Ausflügen. Er arbeitete die Woche über nur draußen und wollte am Wochenende zu Hause bleiben. Und so ließ sich die Liste unendlich fortsetzen, und von Woche zu Woche schien mehr hinzuzukommen. Was den einen freute, machte dem anderen überhaupt keinen Spaß. Unsere Liebe zur Musik verband uns immer noch und hielt uns wohl auch noch eine Weile zusammen. Doch am Ende brach die Kommunikation völlig zusammen, und wir mussten zusehen, wie sich unsere gemeinsamen Träume vor unseren Augen in Luft auflösten – ein Verlust, über den wir beide irgendwie hinwegkommen mussten.

Es war bitter, als unsere Beziehung zu Ende ging und die Trauer einsetzte. Ich kauerte mich schluchzend in die Ecke und wünschte mir, wir hätten unsere Beziehung doch irgendwie fortsetzen können. In meinem tiefsten Inneren

wusste ich jedoch, dass das nicht gegangen wäre. Das Leben lockte uns in verschiedene Richtungen, und unsere Beziehung stand meinem und seinem Lebensplan im Weg, statt sie zu fördern.

Die Bemühungen, meinem Leben mehr Sinn zu geben, wurden immer intensiver, und eine Folge davon war, dass der Aspekt des Geldverdienens stärker in den Vordergrund rückte. Irgendwann wurde mir schmerzlich bewusst, dass man als Künstler nur sehr schwer sein Auskommen findet, bis die Arbeit Eigendynamik gewonnen und man sich einen gewissen Ruf erarbeitet hat. Ich musste mich also erstmal neu orientieren. Irgendwann würde ich mich bestimmt auch als Künstlerin ernähren können. Wenn ich davon träumen konnte, konnte ich es auch in die Tat umsetzen.

Aber ich musste irgendwie wieder Geld verdienen, und das am besten auf einem Gebiet, wo ich mit dem Herzen bei der Arbeit und ganz ich selbst sein konnte. Der Druck in der Bankbranche, Produkte zu verkaufen, war größer geworden, und ich hatte mich zu sehr verändert. Ich passte nicht mehr in diese Welt, wenn ich denn überhaupt jemals hineingepasst hatte. Da ich entschlossen war, meinen kreativen Weg fortzusetzen, entschied ich mich, wieder eine Tätigkeit als Pflegerin und Gesellschafterin anzunehmen, bei der ich mit im Hause wohnte. Zumindest blieb es mir so erspart, auch noch für meine Miete arbeiten zu müssen, und außerdem bedeutete es ein Leben jenseits der Routine.

Nachdem es Jahre der Selbsterforschung gebraucht hatte, bis ich an diesen Punkt kam, fiel meine Entscheidung letztlich ganz nebenbei, fast gedankenlos. Ich nahm die Stelle als Gesellschafterin an, um meinen kreativen Weg weitergehen zu können, eine Arbeit zu tun, hinter der ich stand, und obendrein mietfrei zu leben. Ich hatte keine Ahnung, dass meine Sehnsucht nach einer Arbeit, die mich von Herzen befriedigte, so klar erfüllt und die folgenden Jahre ein

so wichtiger Teil meines Lebens und meines Lebenswerks werden würden.

Keine zwei Wochen später war ich schon in ein Haus in Hafennähe eingezogen, in einem von Sydneys exklusivsten Vororten. Meine Patientin Ruth war von ihrem älteren Bruder bewusstlos auf dem Küchenboden gefunden worden. Nach einem guten Monat entließ man sie aus dem Krankenhaus mit der Auflage, dass sie rund um die Uhr betreut wurde.

Meine einzige pflegerische Erfahrung war meine Stelle bei Agnes gewesen. Ich hatte mich noch nie um Kranke gekümmert und gab das auch ehrlich zu, als ich bei der Agentur vorsprach, die mich einstellte. Aber das war kein Hinderungsgrund. Pfleger, die bereit waren, bei ihrem Schützling einzuziehen, waren wertvoll, und das wollte man sich nicht entgehen lassen. »Tun Sie einfach so, als wüssten Sie, was Sie tun, und wenn Sie Hilfe brauchen, rufen Sie uns an.« Du liebe Zeit. Willkommen in der Pflegeindustrie, Bronnie.

Meine natürliche Fähigkeit zur Empathie half mir, meine Arbeit einigermaßen zufriedenstellend zu erledigen, obwohl ich ganz neu war. Ich behandelte Ruth einfach so, wie ich meine eigene Großmutter behandelt hätte, die ich sehr gern gehabt hatte. Ich versorgte sie, indem ich auf ihre jeweiligen Bedürfnisse einging, und lernte Schritt für Schritt, was zu tun war. Die Gemeindeschwester kam alle paar Tage vorbei und fragte mich Dinge, von denen ich nicht die geringste Ahnung hatte. Aber da ich ihr gegenüber ganz ehrlich war, brachte sie mir alles Mögliche über Medikamente, Pflege und Fachausdrücke bei und half mir letztlich enorm.

Auch die Leute von der Agentur kamen ab und zu mal vorbei. Sie waren glücklich, dass die Kundin glücklich war, und das war's auch schon, auf Wiedersehen. Sie ahnten nicht, dass ich innerhalb kürzester Zeit emotional und körperlich restlos erschöpft war. Ich bin nicht mal sicher, ob mir das selbst überhaupt schon klar war.

Ruths Familie war froh, weil ich die alte Dame so verwöhnte. Fußmassagen, Maniküre, Gesichtsmasken und jede Menge netter Gespräche an ihrem Bett bei einer Tasse Tee. Wie gesagt, ich behandelte sie, wie ich meine eigene Großmutter behandelt hätte. Eine andere Art kam mir gar nicht in den Sinn.

Auch in der Nacht klingelte Ruth mit ihrer Glocke, und sofort kam ich die Treppe heruntergelaufen, um ihr auf den Toilettenstuhl zu helfen. »Oh, Sie sehen einfach glamourös aus«, sagte sie dann immer, wenn ich zur Tür hereinkam. Ihre Auffassung von Glamour bestand darin, dass ich meine Haare nachts manchmal zu einem Knoten zusammensteckte, weil ich vorm Schlafengehen einfach zu müde war, um die Kletten rauszubürsten. Und mein »glamouröses« Nachthemd trug ich nur deswegen, weil meine Mutter es mir aufgedrängt hatte.

»Du kannst doch nicht im Haus von so einer Dame wohnen und nackt oder in einem alten Fetzen schlafen«, bat meine Mutter. »Bitte, nimm das hier, und versprich mir, dass du es auch wirklich anziehst.« Ich respektierte den Wunsch meiner lieben Mutter und zog das Satinnachthemd an. So glamourös kam ich also vier- bis fünfmal pro Nacht halb schlafwandelnd in ihr Schlafzimmer, versuchte die Augen offenzuhalten und sehnte mich danach, der Erschöpfung zu entkommen. Doch auch am nächsten Tag brauchte Ruth mich von morgens bis abends, und ich hatte kaum Gelegenheit, mal ein paar Stündchen Schlaf nachzuholen. Obendrein nutzte ich die Zeit, in der Ruth ein Nickerchen machte, um die Hausarbeit zu erledigen.

Sogar wenn sie auf ihrem Toilettenstuhl saß, wollte sie sich unterhalten. Nachdem sie jahrelang ganz allein gewesen war, genoss sie diese hundertprozentige Aufmerksamkeit. Im Grunde war ich ja auch froh über unsere Freundschaft, aber ich hatte wenig Lust, mir um drei Uhr morgens anzuhören,

welche Tassen und Untertassen sie vor dreißig Jahren zu dieser oder jener Dinnerparty benutzt hatte, während sie in ihren Toilettenstuhl pinkelte und mein ganzer Körper nach Schlaf schrie.

Im Laufe der Wochen erzählte mir Ruth von den Jahren an der Bucht, von den Kindern, die unten am Hafen spielten. Milch und Brot wurde von Pferdefuhrwerken geliefert, die durch die stillen Straßen zockelten. Und am Sonntag zogen alle Leute ihre besten Kleider für den Kirchgang an. Ruth erzählte von ihren Kindern und von ihrem lange verstorbenen Mann. Ihre Tochter Heather, die ich ganz reizend fand, kam jeden oder jeden zweiten Tag vorbei und war wie eine frische Brise. Ruths Sohn und seine Familie lebten auf dem Land, und hätte Heather ihren Bruder nicht erwähnt, hätte man seine Existenz nur zu leicht vergessen können. Im Leben seiner Mutter spielte er keine aktive Rolle.

Heather war für Ruth in den Jahrzehnten ihrer Witwenschaft der Fels in der Brandung. Ruths älterer Bruder James half ebenfalls aus. Er kam jeden Tag zu Fuß von seinem Haus, das ungefähr eine Meile entfernt war. Nach ihm konnte man die Uhr stellen. Und tagein, tagaus trug er denselben Pulli. Er war schon achtundachtzig und war nie verheiratet gewesen. Aber im Kopf war er noch vollkommen klar, er hatte einen großartigen Charakter, und es war ein Vergnügen, ihn und seinen schlichten Lebensstil kennenzulernen.

Ruth erholte sich jedoch nicht von ihrer Krankheit. Nach einem Monat war sie noch immer bettlägerig. Man stellte weitere Untersuchungen an, und dann teilte man mir mit, dass sie sterben würde.

Mit Tränen in den Augen wanderte ich zum Hafen hinunter. Alles fühlte sich auf einmal so surreal an. Die Kinder spielten im seichten Wasser. Die Fußgängerbrücke über die Bucht schwang leicht hin und her, als glückliche Menschen darüber gingen. Fähren auf ihrem Weg zum Circular Quay



im Stadtzentrum dampften vorbei. Ich ging weiter wie im Traum, während das Gelächter einer Picknickgesellschaft zu mir herüberdrang.

Ich setzte mich hin, lehnte mich an eine Sandsteinklippe und blickte zum schönen Himmel empor. Das Wasser wurde fast bis an meine Füße gespült. Es war einer dieser perfekten Wintertage, wenn sich die Wärme der Sonne wie Balsam anfühlt. In Sydney ist es im Winter nie so kalt wie in Europa. Es war ein herrlicher Tag, an dem ein leichter Mantel völlig ausreichte. Da Ruth mir inzwischen ans Herz gewachsen war, kamen mir beim Gedanken an ihren Tod die Tränen. Meine erste Reaktion auf die Aussicht, sie bald zu verlieren, war ein Schock. Eine Yacht voll fröhlicher, gesunder Leute segelte vorbei, und mir strömten die Tränen übers Gesicht. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass ich sie weiter betreuen würde, dass ich sie bis zum Tod pflegen würde.

Da ich auf einer Rinder- und später Schaffarm groß geworden war, hatte ich eine Menge sterbende oder tote Tiere gesehen. Der Tod war mir also nichts Neues, wenngleich ich immer noch schrecklich empfindlich darauf reagierte. Doch in der Gesellschaft, in der ich lebte, in der modernen Gesellschaft westlicher Prägung, war es nicht üblich, dass die Menschen regelmäßig Sterbende zu sehen bekamen. Nicht wie in manchen anderen Kulturen, in denen der Tod eines Menschen ganz offen erlebt wird, als sichtbarer Teil des täglichen Lebens.

Unsere Gesellschaft hat den Tod ausgesperrt, fast als könnte sie damit seine Existenz leugnen. Dieses Leugnen hat zur Folge, dass sowohl der Sterbende als auch seine Familie oder Freunde gänzlich unvorbereitet diesem unvermeidlichen Ereignis gegenüberstehen. Wir alle müssen einmal sterben. Doch statt die Existenz des Todes anzuerkennen, versuchen wir ihn zu verbergen. Als wollten wir uns selbst weismachen, dass die Taktik »aus den Augen, aus dem Sinn«

funktioniert. Aber das tut sie nicht. Stattdessen versuchen wir, uns durch unser materielles Leben zu bestätigen, und benehmen uns entsprechend ängstlich, sowie wir mit dem Tod konfrontiert werden.

Doch wenn wir fähig sind, unseren unvermeidlichen Tod aufrichtig anzunehmen, bevor unsere Zeit gekommen ist, können wir unsere Prioritäten verlagern, bevor es zu spät ist. Das gibt uns die Chance, unsere Energien auf Dinge zu verwenden, die die Mühe wirklich wert sind. Sobald wir uns klargemacht haben, wie begrenzt die Zeit ist, die uns noch zur Verfügung steht – auch wenn wir nicht wissen, ob es Jahre, Wochen oder Stunden sind –, werden wir nicht mehr so stark von unserem Ego angetrieben oder von der Meinung anderer Leute über uns. Stattdessen steuern wir auf das zu, was unser Herz wirklich will. Dieses Anerkennen unseres unvermeidlichen, immer näher rückenden Todes gibt uns die Chance, viel mehr Sinn und Befriedigung in der Zeit zu finden, die uns noch bleibt.

Irgendwann wurde mir klar, wie schädlich es für unsere Gesellschaft ist, den Tod so zu leugnen. Doch damals, an jenem sonnigen Wintertag, hatte ich auf Grund dieser Vermeidungshaltung keine Ahnung, was mir mit Ruth und ihrer Pflege bevorstand. Ich lehnte meinen Kopf gegen die Mauer und betete um Kraft. Nachdem ich schon alle möglichen Herausforderungen in meiner Jugend und meinem Erwachsenenleben gemeistert hatte, glaubte ich fest daran, dass ich nicht hierhergekommen wäre, wenn ich nicht fähig wäre, diese Aufgabe auch zu bewältigen. Auch wenn das meine persönliche Traurigkeit und den Schmerz nicht wirklich linderte.

Doch als ich an jenem Tag die Wärme der Sonne spürte und stumm die Tränen laufen ließ, wusste ich, dass ich eine Aufgabe zu erfüllen hatte und Ruth bis zu ihrem Tod alle Freude und allen Trost schenken wollte, die ich ihr nur geben konnte. Eine ganze Weile blieb ich so sitzen, dachte über das

Leben nach und wie mich dieses Ereignis so vollkommen unvorbereitet getroffen hatte. Trotzdem akzeptierte ich, dass ich hier etwas zu geben hatte und dass jetzt genau das von mir gefordert war. Auf dem Rückweg kam ich zu einem festen Entschluss. Ich würde in dieser Situation mein Allerbestes geben, und den verlorenen Schlaf würde ich mir später zurückholen.

Meine Arbeitgeberin kam am selben Tag vorbei und wehrte meine Erklärungen, ich hätte noch nie einen Toten gesehen, geschweige denn einen Menschen beim Sterben begleitet, mit den Worten ab: »Die Familie liebt Sie. Sie kriegen das schon hin.«

»Sie kriegen das schon hin« ist so eine geläufige Redensart bei uns, dass ich das so akzeptierte. Ruths Zustand verschlechterte sich ab diesem Zeitpunkt rapide. An meinen freien Tagen lösten mich andere Pflegerinnen ab, und als sie immer mehr auf Hilfe angewiesen war, musste ich auch die Nachtschicht nicht mehr mitmachen. Die anderen riefen mich dazu, und ich beaufsichtigte sozusagen die ganze Pflege. Doch jetzt konnte ich immerhin richtig schlafen.

Die Tage waren immer noch etwas Besonderes, und in den meisten Fällen waren Ruth und ich allein. Wir wohnten in einem ruhigen Viertel, in dem man nur ab und zu Gelächter vom hafennahen Park hörte. Heather besuchte uns regelmäßig, ebenso James und eine Reihe von Spezialisten. Hier gab es für mich enorm viel zu lernen, und ich wuchs an meiner Rolle, ohne dass mir damals das Ausmaß bewusst wurde. Ich tat einfach, was getan werden musste, und stellte den Leuten jede Menge Fragen.

Eines Morgens wollte ich gerade aus dem Haus gehen – ich hatte zwei Tage frei und freute mich schon, die Stadt zu verlassen, meinen Cousin zu besuchen und mal wieder ein wenig Leichtigkeit in mein Leben zu lassen. Da stieg mir der Geruch aus dem Schlafzimmer in die Nase.